

# Heimkehr

Falko Michael Kötter

Heimkehr 1.0

©2010 Falko Michael Kötter

<http://www.relegatia.com>

Regen.

Er macht die alten Planen klamm und muffig. Im Schutz des Zeltens kann ich den Himmel nicht sehen, doch das spielt keine Rolle mehr, denn das Bild in den Sternen ist erloschen. Dies also ist das Ende meines Weges...

Unbändige Freude durchströmte den Helden, als er nach wochenlangem Ritt die vertraute Silhouette seines Heimatdorfes am Horizont erspähte. Und obwohl er sie niemals hätte beschreiben können, so erkannte er sie doch mit einer Vertrautheit, die tiefer war als Instinkt.

Lange war es her, seit er auf dieser Straße seine Reise begonnen hatte, um das große Übel aus der Welt zu schaffen. Ihm war es, als sei es gestern erst gewesen, dass er von seiner geliebten Lenore Abschied genommen hatte, doch die vielen Nächte, in denen er einsam in den Nachthimmel geblickt hatte, drängten ihn zur Eile.

Ungeduldig beobachtete er vom Rücken seines treuen Pferdes, wie die Türmchen und Dächer Stück für Stück aus dem Staub emporwuchsen, bis er schließlich nah genug war, um die ersten Ausläufer des Dorfes zu erkennen.

Die Kunde von seinen Taten war ihm vorausgeeilt, denn noch ehe er die Stadtmauern passierte, hatte sich bereits ein Pulk von jubelnden Menschen vor den Toren postiert. Der junge Held lächelte, müde zwar von seinem Kampf, doch ohne die Pflicht, stets ein Auge offen zu halten. Sein Blick glitt über die Menge und erhaschte viel bekannte Gesichter, von Freunden und Rivalen, Lehrmeistern und Nacheiferern. Nur das eine, das er suchte, das fehlte.

Der Held lächelte, hob pflichtschuldig eine Hand und winkte gönnerhaft den Menschen, die ihm ihr Leben zu verdanken hatten.

Der Jubel ließ die Grundfesten der Stadt erzittern, doch der Held stellte zu seiner Überraschung fest, dass es ihn nicht kümmerte. Wie oft hatte er von diesem Tag geträumt, von seinem finalen Triumph und der Rückkehr zu all jenen, um derentwillen er das Wagnis auf sich genommen hatte. Und trotz all der Freude und Dankbarkeit, die ihm aus den Augen der Menge entgegenschlug, wollte sich das Gefühl nicht einstellen, wieder zu Hause zu sein. Als ob auch dieser Triumphzug nur eine weitere Landstraße, eine weiteres Hindernis, eine weitere Verzögerung auf seiner Reise war.

Er schloss für einen Moment die Augen, aber der tosende Klangbrei ließ die Bilder in seinem Inneren verschwimmen wie eine Wasseroberfläche, in die man unablässig Steine wirft. Er hatte doch gesiegt, das Böse erschlagen, die Bedrohung getilgt und hatte nun überlebt, um seine Geschichte zu erzählen. Was war es, das seinen Atem noch immer stocken ließ wie im Augenblick der Schlacht? Was war es, das er fürchtete?

Er wischte seine Furcht beiseite, verstaute sie in den Abgründen, in denen er sie auf seiner Reise stets verwahrt hatte, und setzte seinen Ritt fort. Ein Pulk von Menschen heftete sich an seine Fersen, drängte sich so dicht um ihn, dass sein treues Ross ihm beinahe durchgegangen wäre. Man reichte ihm Geschenke, doch er wies sie von sich. Er war in voller Rüstung und wollte dem Tier nicht noch mehr Gewicht zumuten.

Schwarz war der Dorfplatz von Menschen und rot die Straße von Blumen, die ihm zur Ehre gestreut waren. Vor dem Brunnen warteten die drei Ältesten, reglos wie Stein selbst

in diesem Augenblick der Freude. Der Korridor in der Menge endete vor ihren Füßen.

Widerwillig nur ritt der Held auf diesem Weg, stets die Augen in der Menge, um vielleicht doch noch einen Blick in ihr zartes Antlitz zu erhaschen. Er wusste, dass sie irgendwo auf ihn wartete, ihr Herz so bang klopfend wie das seine.

Nein, nein.

Erst die andere. Erst, was ich gesehen habe in jener Nacht, was ich geglaubt habe, einstmals. Auserwählt und selbst daran geglaubt, das Leben zum Märchen zurechtgeträumt. Nur ein Narr in ihrem Spiel, ein nützlicher Idiot.

So lange zum Himmel gestarrt, so lange Lenore geschaut, und doch nur einen Traum gemalt. Sie hat ihn verraten. Oder hat vielleicht der Traum die Wirklichkeit...

Mit einem gewaltigen Schrei rammte der Held seinen Speer tief in das verwundete Herz des Widersachers. Ein letztes Aufbäumen, eine Fontäne dunklen Bluts, dann war es vollbracht.

Der Zorn verebte, als die leeren Augen des Widersachers seine das letzte Mal trafen. So oft hatten sie sich gegenüber gestanden, dass trotz aller Feindschaft eine gewisse Vertrautheit zwischen ihnen herrschte, weswegen der Held, so sehr er wollte, nicht den Blick von den sterbenden Augen des Bösen lassen konnte.

Der Augenblick verstrich und zu seinen Füßen lag nichts als ein Kadaver, aus dem der Held angewidert seine Waffe zog. Das Blut hatte sie rot gefärbt und wäre dies ein anderer Kampf gewesen, so hätte er sie abgewischt, doch nun war sie ein Zeichen des Triumphs. Mit einem Tritt beförderte er das Ding zu seinen Füßen vollends in den Abgrund und machte sich daran, diesen finsternen Ort zu verlassen.

Während er die Treppe hochstieg und der Geruch von Fäulnis und Verderben allmählich verebte, da fing er an zu begreifen, dass er nun nach Hause zurückkehren konnte. Und kaum hatte sich sein Herz von der Aufregung des Kampfes beruhigt, da fing es wieder an, wie wild zu schlagen.

Der Himmel war so klar, dass ihm war, als stünde jeder einzelne Stern Spalier, um ihm die Ehre zu erweisen. Sein Ross war wohl auf und wartete im Felsenversteck. Er hätte müde sein sollen, doch ein Gedanke stachelte ihn zur Eile.

Das treue Tier protestierte, als er es anstachelte, doch das war ihm gleich, denn es war an der Zeit, heimzugehen. Während sie die tote Ebene durchquerten, blickte er zum Sternenzelt und suchte das Bild, nach dem er sich so sehnte. Er war ausgezogen, um die Welt zu retten, das Land, das Dorf, in dem er geboren war. Selbstlos war seine Reise gewesen, ein Opfer zum Wohle aller. Doch das war nicht die Wahrheit. Insgeheim gab es nur eine Person, die er hatte retten wollen, um deretwillen er den Kampf geführt und deren Bild in seinem Herzen das einzige Licht auf diesem langen Weg gewesen war. Lenore, liebliches Geschöpf, schön wie das nördliche Leuchten, wie der Mond und alle Sterne am Himmel, gütig und unschuldig. Sie hatte ihm ein Band geschenkt, rot wie das Feuer, wie das Blut und wie die Sehnsucht. Er hütete es wie einen Schatz, wie ein Versprechen, wie einen Bund. Es war an der Zeit, das Versprechen einzulösen.

Und dann?

Gekämpft und doch verloren. Ich fahre mit der Hand über die Zeltplane und befeuchte meine Stirn. Hätte ich gewusst, was mir nun offenbart, hätte ich dann nur einen Schritt meiner Fahrt unternommen?

Mein düsteres Lachen hallt durch den Tannengrund und schreckt die Raben auf, die sich in den Bäumen versteckt haben. Wer bin ich noch?

Der Jubel wollte und wollte nicht verebben, als er die blutige Lanze in den Himmel hob und das Ende des Bösen bezeugte. Man reichte ihm Blumen, Gold und allerlei anderen Tand, schmeichelte und lobte, doch mit jeder Belohnung wuchs nur seine Ungeduld. Der Held wollte fragen, doch er wagte es nicht, die Dankbarkeit der Menschen auszuschlagen. Die Frage brannte auf seinen Lippen, doch noch begnügte er sich damit, während der Lobeshymnen ruhelos in die Menge zu blicken. Seinen Augen dürstete nach ihrem Antlitz wie einem Ertrinkenden und als die Ältesten ihre Rede beendet hatten, da stieg er wieder auf sein treues Ross.

Ein Raunen ging durch die Menge und der Blick der drei Greise zeigte Verwirrung, wenn nicht gar etwas Dunkleres. Man fragte, ob er nicht bleiben wolle, um zu feiern, doch der Held schwieg. Nur widerwillig machte die Menge ihm Platz, als er über den Marktplatz zu der kleinen Gasse ritt, in der er sein Glück vermutete. Warum war sie nicht hier? Abermals suchte er in der Menge nach ihren Augen, doch er fand sie nicht und mit jedem Hufschlag, der ihn ihrer Tür näherbrachte, pochte sein Herz stärker, bis es schließlich wie eine Glocke in seinen Ohren dröhnte, die man mit einem Schmiedehammer schlug.

Alles war, wie er es noch aus Kindertagen kannte, die hölzerne Tränke, die roten Blumen vor dem Fenster und der kupferne Hahn auf dem Giebel, der sich schon lange nicht mehr nach dem Wind drehte. Er stieg ab, ging zur Tür und klopfte. Mit einem Mal herrschte Totenstille in der dicht gedrängten Menge. Nichts geschah. Der Held klopfte abermals, lauter zwar, doch nichts als ein Flüstern im Vergleich zum Klang seines Herzens. Und in der bangen Sekunde, die verstrich, bis die Tür sich öffnete, da fürchtete er sich mehr, als er es im Kampf mit dem Bösen je getan hatte.

Heraus trat Lenore, die Augen schöner als all seine Träume, die Lippen so rot, doch die Wangen so bleich wie die einer Toten. Der Held lächelte freudig, doch in ihrem Blick lag etwas anderes. Schuld. Er zögerte für einen Augenblick, dann sah er den Grund. Sie trug ein Kind unter dem Herzen.

Der Held schrie dass die Erde erbebte, zog seine Lanze, wirbelte sie im Kreis herum und erhob sie hoch über den Kopf. Lenore wich zurück, legte die Hand schützend auf das Zeichen ihres Verrats. Angelockt vom Geschrei trat ein anderer aus dem Haus, einer, den der Held kannte, ein Feigling, der niemals auch nur ein Messer geführt hatte und stellte sich schützend vor seine Frau.

Der Held zögerte abermals, dann wandte er sich ab und rammte seinen Speer tief in die Erde.

Verraten und verkauft.

Es blitzt und donnert, einmal, zweimal, dreimal. Ich zähle die Sekunden dazwischen, doch ich finde keine Ruhe. Die Tränen in meinen Augen brennen wie Salz in einer Wunde.

Dann hinaus in den Regen. Er wäscht sie fort und als ich so in den grollenden Himmel starre, sehe ich abermals das wohlvertraute Bild. So süß die Klinge, dass ich sie wieder und wieder in mein Herz ramme. Lenore... Lenore... Lenore...

Man hatte befürchtet, dass der Held noch an das Versprechen glaubte, das das Mädchen in den Jahren seiner Reise gebrochen hatte. Man erklärte ihm, dass zeitweilig niemand gewusst hatte, ob seine Fahrt ein schlimmes Ende genommen hatte. Der Held schwieg dazu, zorniger, als er es auf seinen Feind jemals gewesen war. Man reichte ihm edle Speisen und süßen Wein, doch er kostete nicht davon. Er hatte seinen Teil erfüllt und man war es ihm schuldig, das und noch vieles mehr.

Wieder und wieder fragte man ihn, welchen Lohn er für seine gute Tat begehrte, türmte Schätze um Schätze vor ihm auf und schließlich, als nichts fruchten wollte, brachte man die Mädchen. Beiläufig zuerst, eine nach der anderen, wie durch Zufall in Gesellschaft des Helden gebracht, dann schließlich viele, bis man ihm offen die freie Auswahl bot. Püppchen allesamt, Spielzeuge, herausgeputzt, um einem Helden zu gefallen, mit geflochtenen Blumen im Haar und edlen Stoffen reich verziert und doch nicht die, die er begehrte.

Abend um Abend suchte er in den Sternen nach ihrem Bild und doch starrte er Nacht um Nacht nur auf das kleine Licht aus dem runden Dachfenster, hinter dem sie schlummerte.

Er widerstand allen Verführungen und als er begriff, dass man trotz all dessen, was er vollbracht hatte, den ungerechten Bund nicht lösen wollte, da verschwand der Held ohne ein Wort des Abschiedes in die Wälder.

Wer ist der Held, wenn er gesiegt hat?

Lenore dort oben im Himmel, weit entrückt, so tugendhaft und unerreichbar. So lange gesehnt, gehofft und nie gefunden. Wer ist sie? Wer bin ich?

Niemand stand Spalier, als der Held an jenem Morgen in die Stadt zurückkehrte. Man hatte ihn schon abgeschrieben und man tuschelte hinter vorgehaltener Hand, als er so elend durch die Straßen ritt. Der Dank war längst vergessen. Die Lanze steckte noch immer, wo er sie gelassen.

Als er darauf zuritt, da trat sie aus dem Haus und für einen Augenblick trafen sich ihre Augen. Sie ging zum Brunnen, um Wasser zu schöpfen und er zog die Waffe aus dem Boden. Er wandte das treue Pferd, um die Stadt zu verlassen und sie hob den Krug über den Brunnenrand, um wieder in ihr Haus zurückzukehren. Beide hielten inne, warteten darauf, dass der andere vorüberging. Sie öffnete den Mund, wie um etwas zu sagen, doch sie besann sich eines Besseren. Er nickte knapp, als ob er verstanden hätte, dann ritt er davon.

Du bist nicht Lenore, deren Bild ich in die Sterne gemalt habe.